

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 17

Artikel: Der Kampf mit dem Bären [Fortsetzung]
Autor: Augsburg, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Kampf mit dem Bären

Erzählung aus der Zeit der Gründung Berns

Von Berner Augsburgern

4. Fortsetzung

Lony hörte ihn eine Weile an, machte ihn durch geschickte Zwischenbemerkungen noch gesprächiger und war froh, ihn auf dieses Thema gebracht und von ihrer eigenen Angelegenheit abgelenkt zu haben. Dann aber bedeutete sie ihm, dass sie nicht länger säumen könne. „Es soll vorläufig unser Geheimnis bleiben, was wir miteinander haben, gelt, das geht sonst niemanden etwas an. Wenn du es morgen einrichten kannst, zu kommen, dann gib mir ein heimliches Zeichen, ich werde den ganzen Tag aufpassen“, versicherte sie ihm.

Als er sie zu fassen und zu küssen suchte, entwand sie sich geschickt seinem Zugriff und verschwand auf einmal unvermutet im Gebüsch. Nur noch ihr fröhliches Lachen klang dem Burschen in den Ohren, der verdutzt dastand und auf den Strauch starrte, hinter dem sie wie ein lieblicher Waldspuk verschwunden war. Klang nicht Schadenfreude und Spott in diesem hellen Lachen? Das alte Misstrauen schien ihm diese Frage ins Ohr zu flüstern. Diesmal jedoch hörte er in seiner Verliebtheit nicht darauf, sondern redete sich ein, seinem ersehnten Ziel schon nahe gekommen zu sein.

„Wart nur, du aalglattes Fischlein, das nächste Mal schlüpfst du mir nicht so leicht aus dem Netz!“ Mit diesem Selbstrost trollte er sich gemächlich hangauf zum obern Burgtor.

Am andern Tag ging es hoch her in der Burg Nydegg. Die Ritter und Edlen der ganzen Umgegend westlich und östlich der Aare rückten mit ihren Jagdknechten an. Bewirkte schon die persönliche Anwesenheit des Herzogs auf Nydegg, dass keiner ohne besondern Grund die Einladung ausgeschlagen hätte, so wollte nun vollends jeder der Herren aus erstem Munde selber vernehmen, was an dem Gerede über die herzoglichen Pläne wahr war. Voll Erwartung ritten die Herren nach der fürstlichen Jagdburg, die vom Westen durch die Siedlungen Bümpliz oder Köniz und Sulgen in den von der Aareschlinge gebildeten „Sack“, die vom Morgen her über Wankdorf und Optingen oder Muri zur Furt oberhalb der Fähre, um durch den Fluss den Zugang zur Burg zu finden, wo sie von den Turmwächtern mit weithin hallenden Hornsignalen angekündigt und begrüßt wurden. Die Burgknechte bekamen alle Hände voll zu tun, bis die Gäule versorgt waren. Dabei bot sich willkommene Gelegenheit, die Neuigkeiten von Burg zu Burg auszutauschen.

Drinne im grossen Saal des Wohntraktes mit dem mächtigen Kamin war es nicht anders, nur dass hier die Worte sorgfältiger abgewogen und gedeutet wurden. Herr Heimo von Gerenstein war schon unterwegs vom Ritter Cuno von Krauchthal eingeholt worden und hatte sich während dem gemeinsamen Weiterritt alle Mühe gegeben, um

herauszubekommen, was der Thorberger von des Rektors Absichten hielt. Aber der Thorberger hatte sich nicht so leicht aus dem Busch klopfen lassen und nur ausweichende Antworten gegeben. Offenbar wollte er zuerst Gewissheit haben, wie der Hase lief, hatte der seine wachsende Macht mit Umsicht nützende Herzog doch nun zur Genüge bewiesen, dass er die gesteckten Ziele zu erreichen wusste. So waren die beiden Ritter, als die Hufschläge ihrer Gäule auf der innern Torbrücke der Nydegg hallten, mit erwartungsvoller Vorsicht geladen. Kurz nach ihnen langte der Ritter Immo von Tentenberg an. Vor der Nydegg traf er mit dem Ritter von Steinbrünnen zusammen, dem sich unterwegs auch der Jagdmeister des Herrn von Bubenberg mit seinen Trossleuten angeschlossen hatte.

Der Kämmerer auf Nydegg liess den Angekommenen mit einem kühlen Trunk aufwarten, bis der Herzog, der noch von Regierungsgeschäften in Anspruch genommen war, gefolgt vom Herrn von Bubenberg, im Saal erschien und seine Gäste begrüßte. Es war eine ansehnliche und stolze Gesellschaft in den farbigen Jagdwärsen, die nun auf die Einladung des Burgherrn um den langen Tisch in den schweren Armstühlen Platz nahm und erwartungsvoll dessen hararte, was ihnen der zähringische Rektor kund zu tun hatte.

Ohne lange Umschweife ging Herzog Berchtold auf das Ziel los und erklärte seinen Gästen, dass er sie zur letzten Jagd in der unmittelbaren Nachbarschaft der Nydegg geladen habe. „Es ist unser Wille, dass hier eine ummauerte Stadt als fester Platz und gewirbiger Marktort erstehet. Ihr alle werdet den Plan zweifellos begrüssen, ist er doch dazu angetan, dem ganzen wirtschaftlichen Leben des Gaues zwischen Emme und Saane und von den Alpen bis zum Jura neue Impulse zu verleihen und den Wohlstand der Bevölkerung und namentlich nicht zuletzt die Einkünfte der Grundherren zu mehren. Wir dürfen also erwarten, dass uns die Beiträge an die Kosten des Stadtbaues nicht vorenthalten, sondern willig geleistet werden, und dass die Herren sich auch überlegen, welche von ihren Leuten sie allfällig für würdig erachten würden, Bürger der Stadt zu werden, bereit und imstande, ihr Wohl künftig mit dem Wohl der Gemeinschaft zu verbinden, aber auch fähig, wenn nötig mit der Waffe in der Hand für dieses gemeinsame Wohl einzustehen und es zu verteidigen.“

Schweigen folgte zunächst den Worten des Herzogs. Völlig unerwartet und überraschend kam die Eröffnung wohl keinem der Herren. Nun sie aber erkannten, dass der Rektor entschlossen war, sein Vorhaben ohne Verzug in die Tat umzusetzen, suchte sich doch jeder unwillkürlich über die möglichen Folgen und Auswirkungen Rechenschaft abzulegen und klar zu werden über die Vor- und Nachteile, die sich für jeden daraus ergaben. Die vom Herzog dar-

gelegte günstige Seite des Vorhabens war gewiss nicht abzusehen, ein allgemeiner Aufschwung der ganzen Gegend war vom Entstehen und der Entwicklung der neuen Stadt sicher zu erwarten. Aber um welchen Preis? Hatte die Medaille nicht auch ihre Kehrseite und wie sah diese aus? Da war einmal die mit aller Bestimmtheit zu erwartende Stärkung der herzoglichen Macht durch den festen Platz ein Faktum, dessen Tragweite zum voraus gar nicht abzusehen war. Noch war der Verlauf und Ausgang des Kampfes vom Vorjahre nicht überall verschmerzt, der die Dynastengeschlechter von Oberhofen und Unspunnen ausgelöscht hatte. Die noch frische Erinnerung daran liess es manchem als klüger erscheinen, seinen Gedanken nicht allzu voreilig Worte zu leihen.

Nur der leicht erregbare Heimo von Gerenstein, der sich wie gewohnt den ansehnlichen Zinnbecher seit der Ankunft schon etliche Male mit dem spritzigen Weissen hatte nachfüllen lassen, vermochte sich schliesslich nicht länger zurückzuhalten. Er räusperte sich und begann: „Mit Verlaub, Herr Herzog, nehmt mir nicht übel, wenn ich offen und ungeschminkt meine Meinung vorzubringen mir gestatte. Ich befürchte, Eure neue Stadt bringt nicht nur einträgliches wirtschaftliches Leben in unsern Gau, sondern auch Unruhe. Und unsere Leute sind, wenigstens soweit ich mir ein Urteil zu bilden vermag, in der letzten Zeit ohnehin etwas aufmuckerisch und meinen manchmal, selber darüber entscheiden zu können, was sie zu tun und zu lassen haben. Ich weiss nicht, ob die andern edlen Herren die gleiche Erfahrung auch machen mussten und wie sie sich dazu stellen, aber das ist sicher, dass ich für meine Person mir nicht die geringste Schmälerung meiner Herrschaftsrechte gefallen lasse.“

Einzelne der Herren nickten zustimmend zu den freimütigen Worten des Gerensteiners. Herzog Berchtold hob die Rechte zu einer beschwichtigenden Geste. „Die Herrschaftsrechte des Adels sollen und werden nicht berührt werden und stehen nicht in Frage“, erklärte er.

Der Gerensteiner gab sich indessen so leicht nicht zu frieden. „Ich weiss nicht“, wandte er ein, „allein ich muss, wenn ich von der Stadt höre, unwillkürlich an einen Menschen mit einem Kropf denken. Dieser scheint seinen Träger zuerst auch nicht übermässig zu behelligen, wächst aber und beginnt langsam und immer mehr seinen Atem zu beklemmen und so immer stärker, bis fast oder gar ganz zum Ersticken. Mit einem solchen Kropf ist die Stadt zu vergleichen. Sehen wir uns nicht vor und wehren wir uns nicht rechtzeitig, dann wird sie unserem Stand über kurz oder lang auch den Atem beengen.“

„Dann sehen wir uns eben vor!“ warf der Ritter von Bubenberg hier ein.

„Just das scheint einer eben bei einem Kropf nicht tun zu können, sondern muss ihn ohnmächtig wachsen lassen, bis er ihm wie ein Kindskopf am Halse baumelt, darum justament bin ich auf den Vergleich gekommen“, ereiferte sich der Gerensteiner. „Ich warne, seht euch vor und wehret den Anfängen, bevor es zu spät ist!“

„Herr Heimo scheint mir aus irgend einem Grunde voreingenommen“, liess sich der Herzog wieder vernehmen. „Wollt Ihr uns den Grund nicht nennen?“

„Das will ich, Herr Herzog. Mir scheint, die Stadt werfe schon jetzt ihre Schatten voraus. Ich sagte schon, wie die Leute anfangen, unbotmässig und widersetzlich zu werden, als witterten sie die Morgenluft persönlicher Freiheiten. Heisst's nicht: Stadtluft macht frei? Wie sollen wir die Leute dann bei der Stange halten, wenn ihnen in der Stadt ein freieres und leichteres Leben winkt?“

„Halt, Ritter!“ unterbrach ihn der Herzog, „so ist es nicht gemeint. Es wird nicht jeder erste beste einfach in die Stadt laufen können, ohne uns zu fragen, ganz abgesehen von der Frage, ob hier das Leben wirklich so viel leichter sein wird. Ohne unsere Erlaubnis kriegt keiner eine

Hofstatt und ohne eine solche hat keiner etwas in der Stadt zu suchen, von Davonlaufen sei also gar nicht die Rede.“

„Mir ist aber just letzter Tage schon einer davongelaufen, nachdem er sich den Weisungen meines Hofmeisters widersetzt hat. Und die Jäger, die ihm auf den Fersen waren, behaupten, er sei ihnen hier über die Nydegg-Fähre entkommen. Jedenfalls fand sich seither keine Spur mehr von dem flüchtigen Gauch. Euer Fährmann aber will von nichts wissen oder verweigerte meinen Leuten die Auskunft. Es würde mich gar nicht wundern, wenn der Gauch dann auftauchte, sobald der Stadtbau ins Werk gesetzt wird. Gebt Ihr uns Garantie, Herr Herzog, dass die Stadt nicht zum Unterschlupf für solche unbotmässige Schelme werden und sie der verdienten Strafe nicht entziehen kann?“ heischte der erregte Gerensteiner, ohne sich länger Mühe zu geben, seine Wut darüber zu verbergen, dass sich einer seiner Herrschgewalt zu entziehen vermocht hatte.

Der Herzog verkniff leicht das Gesicht, aber es war nicht zu erkennen, geschah es aus Strenge oder verbarg er unter seinem rotblonden Schnauz ein spöttisches Lächeln. Doch gab er dann dem erbosten Ritter mit ernster Bestimmtheit Bescheid, dass er nicht anstehe, ihm diese Gewähr zu geben und nochmals auf das Entschiedenste zu erklären, dass ohne seine Erlaubnis und ohne Einverständnis der Grundherren keiner in der Stadt eine Hofstatt zu eigen erhalten werde — wobei er allerdings auch mit dem nötigen Verständnis und dem guten Willen der Herren für die Bedürfnisse der Stadtbiedelung rechte. Denn sollte die Stadt ihren Zweck erfüllen, dann müssten sich eben entsprechend Leute in ihr niederlassen, und lauter Fremde hierzu heranzuziehen, das läge erst recht nicht im Interesse der ansässigen Herren und ihrer Leute. Uebrigens hätten die Herren es selber auch in der Hand, dafür zu sorgen, dass ihnen die Leute nicht davonliefen und auf dem Lande blieben. Sie brauchten sie nur nicht gar zu knechten und ihnen ab und zu auch eine Freude zu gönnen, nicht nur Herr, sondern auch Beschützer sein, nicht nur die Zehnten entgegennehmen, sondern auch Handel und Wandel in Gang halten und fördern. Dazu brauchten sie sich keines einzigen ihrer Herrschaftsrechte zu begeben.

„Nun aber“, beendete der Herzog die Aussprache, „lasst hier den Tisch decken, damit unser Küchenmeister seine Kunst des Kochlöffels und Bratspiesses unter Beweis stellen kann. Eine rechte Stärkung schadet uns nicht, sondern soll uns im Gegenteil anspornen zur Jagd, zu der nachher aufgebrochen wird. Ich bin gespannt auf das Wild, das wir dabei erlegen werden.“

Es war ein gar stolzer und stattlicher Jagdzug, der kurz nach dem Mittag aus der Burg Nydegg aufbrach, der Herzog an der Spitze der Ritter, gefolgt von den Jagdknechten, die in einem sich von den Herren nicht unterschieden, nämlich in der kühnen Tatenlust, die in gleicher Weise aus aller Augen blitzte.

*

Die Männer im Lochhof waren am obren Waldrand eifrig am Schaffen, auf der Brache, die vom Gestrüpp vom Forst her wieder überwuchert zu werden drohte. Da galt es rechtzeitig zu wehren, um dem Vieh ausreichende Weide zu erhalten. Mit scharf geschliffenen Gerteln gingen sie dem wuchernden Jungholz zu Leibe wie einem feindlichen Heerhaufen, hieben die Ruten dicht über dem Boden ab und gruben das stärkere Wurzelwerk aus. Mit dem Lochbauern und seinem Sohne Peter werkte Hans Zumkehr um die Wette. Er wollte ihnen zeigen, dass sie ihm nicht umsonst Unterschlupf gewährten, und dass er kein Tagedieb war, mochte er auch den Finkenstrich genommen haben aus dem Herrschaftsbereich des Gerensteiners.

Sie redeten nicht viel miteinander. Nur hin und wieder wies einer den andern mehr mit knappen Winken als mit Worten an, wo just eben Hand anzulegen war, damit das gemeinsame Werk ordentlich rückte. (Fortsetzung folgt)